

Christus befreit und eint — aber wie?

Gedanken und Überlegungen zur Fünften Vollversammlung des ÖRK
in Nairobi 1975

VON ULRICH BETZ

I.

Es fällt nicht leicht, sich über das, was in Nairobi geschah, ein wirklich umfassendes Bild zu machen. Zu bunt und verschlungen waren die Fäden, die hier zu einem theologischen Teppich zusammengewoben wurden, als daß man überall klare Strukturen und Muster hätte erkennen können — auch im Nachhinein nicht. Und welche Ergebnisse der Konferenz welche Wirkungen in der weltweiten Gemeinschaft der Kirchen hervorrufen werden, ist noch nicht abzusehen. Dazu ist der zeitliche Abstand zu kurz. Darum ist eine umfassende Beurteilung, die allem und jedem gerecht wird, so gut wie unmöglich. Man kann unter seinen Eindrücken und Erfahrungen nur auswählen und damit Schwerpunkte setzen. Das ist das eine.

Dazu kommt ein anderes. Es ist nämlich zusätzlich noch schwerer, sich als einer, der sich zu dem evangelikalen Teil der Weltchristenheit rechnet, zu *der* Großveranstaltung des ÖRK in diesem Jahrzehnt zu äußern. Denn ihm hängt von vornherein das Rüchlein an, jenem Micha ben Jimla aus dem Alten Testament zu gleichen, den sein König gar nicht erst zu Rate zog, weil er sich von ihm, durch Erfahrung gewitzt, doch keine Zustimmung zu seinen Plänen versprach. Mit notorischen Neinsagern will man es schließlich gar nicht erst zu tun haben. Denn was kann, nicht von Nazareth, wohl aber von den Evangelikalen schon Gutes kommen, wenn es um die Wege und Ziele der ökumenischen Bewegung geht!

Es mag nun sein, daß dieses Vorurteil Ursachen und Gründe hat. Und es ist nun müßig, sich darüber zu verbreiten, ob oder in wieweit diese Gründe zu recht bestehen. Es gilt davon auszugehen, daß dieses Vorurteil da ist.

Darum scheint es mir angebracht zu sein, im voraus über die Kriterien Rechenschaft abzulegen, die meine Auswahl aus der Fülle des Konferenzstoffes bestimmten und die mich zu der Beurteilung führten, die dann dazu gegeben wird. Es sind vier Kriterien, die allesamt aus dem Bedenken des Generalthemas der Voll-

versammlung erwachsen sind. Nämlich, was es heißt, daß Christus befreit und eint. Oder: Christus befreit und eint – aber wie?

II.

Auf die Frage, wie Christus befreit und eint, scheinen mir von der Heiligen Schrift her vier wesentliche Antworten gegeben zu werden. Diese vier Antworten bilden die obengenannten vier Kriterien.

1. Christus befreit und eint – zur Gemeinschaft der Glaubenden

Wo ein Mensch unter dem Hören des Wortes von der Versöhnung zum Glauben kommt, wird er von Christus befreit: von der Gottlosigkeit, von der Sünde, von den ihn beherrschenden Mächten des Satans. Diese Befreiung macht ihn frei zur Gottesliebe, zur Bruderliebe, zum Halten der Gebote Gottes, die ihn an den Nächsten weisen und in dem allen zu echter Gemeinschaft.

Der persönliche Glaube an Jesus Christus bindet aber jeden einzelnen und damit alle Glaubenden zusammen an den einen Herrn und Erlöser. Die allen gemeinsame eine Heilserfahrung und die allen gemeinsame Bejahung der Herrschaft Christi bewirken Glaubensgemeinschaft und Liebesgemeinschaft über die Grenzen der Konfessionen hinweg. Um johanneisch zu sprechen: Der aus Gott Gezeugte liebt den, der ihn gezeugt hat, und die, die gleich ihm von Gott gezeugt sind.

2. Christus befreit und eint – zur Gemeinschaft der einen Kirche

Jesus Christus, der Erlöser und Herr, ist zugleich auch das Haupt seiner Kirche. Jeder Glaubende ist darum notwendigerweise als Glied in den einen Leib Christi, die Kirche, eingefügt. Damit ist die grundsätzliche Frage nach der Einheit der Kirche als in Christus längst vorgegeben schon längst gelöst.

Auf der anderen Seite ist es jedoch eine unleugbare Tatsache, daß es heute hunderte von konfessionsverschiedenen Kirchen und christlichen Gemeinschaften gibt, die durch geschichtliche und soziale Barrieren, durch geistliche Traditionen und grundlegende theologische Lehr- und Meinungsverschiedenheiten (z. B. im Bibelverständnis, in der Lehre von den Sakramenten und vom Amt) voneinander getrennt sind und sich gegenseitig nicht als wahre Kirchen anerkennen. (Das ist abzulesen an der Möglichkeit oder besser Unmöglichkeit einer bewußten und begründeten Abendmahlsgemeinschaft.) Die ökumenische Bewegung hat versucht, durch schrittweise Annäherung der Kirchen die Überwindung dieser Trennung zu erreichen. Man hat dabei m. E. aber außer acht gelassen, und das hat eben Folgen, daß nicht alle Mitglieder der Kirchen zugleich auch glaubende, geistliche Glieder am Leib Christi sind. Das bedeutet, daß der Leib Christi nicht identisch ist mit der Summe der christlichen Kirchen. Von daher stellt sich die

Frage nach der einen Kirche, zu der Christus befreit, erneut mit aller Dringlichkeit. Die Antworten, auf die es hier ankommt, sind m. E. in zwei Richtungen zu suchen.

a) Christus befreit und eint alle in den Kirchen lebenden Menschen zur Glaubensgemeinschaft, die dann dazu verhilft, alles Trennende zu überwinden und sich in der einen Kirche zu finden. Dazu bedürfte es einer enormen Intensivierung der Evangelisation innerhalb der Kirchen sowie einer Überprüfung der Aufnahmepraxis (Tauffrage).

b) Christus sammelt die in den vielen Kirchen verstreuten Glieder aus diesen heraus und führt sie zur Gemeinschaft seines Leibes zusammen. (Damit käme das in der Apokalypse beschriebene endzeitliche Geschehen in den Blick.)

3. Christus befreit und eint – zur Gemeinschaft in Zeugnis und Dienst

Auch wenn die Einheit der einen Kirche noch nicht sichtbare Wirklichkeit ist, kann es Gemeinschaft in Zeugnis und Dienst geben. Denn: Die Sendung der Christen in der Aufnahme der Sendung Jesu Christi ist eine und ist unverwechselbar. Die Botschaft von der Versöhnung ist eine und ist unverwechselbar. Und auch der Dienst, die Tat der Versöhnung ist eine und ist unverwechselbar.

Dort, wo Sendung in die Welt gehorsame Ausführung des vernommenen und bejahten Auftrags Jesu Christi ist, wird man sich die Hand reichen. Man tut ja nichts voneinander Verschiedenes. Und die von Christus gestellte und bis heute unerfüllte Aufgabe ist schließlich wichtiger als alle vorhandenen und meist auch bleibenden Unterschiede in Fragen der Lehrbildung und des christlichen Verhaltens, zumal diese bei allen, die in Christus sind, ihre angemessene Relativierung erfahren.

Dennoch darf nicht übersehen werden, daß gemeinsames Handeln in Zeugnis und Dienst nicht unbedingt zu dauerhafter Gemeinschaft führen muß. Die zu gewinnende Einheit kann darum auch nicht das letzte und eigentliche Ziel dabei sein. Selbst der vielzitierte Satz aus Joh 17 sieht nicht in der Einheit als solcher das Eigentliche, vielmehr sieht er in ihr ein entscheidendes Indiz dafür, „daß die Welt erkenne, du habest mich gesandt“. Wo es also zur Gemeinschaft in Zeugnis und Dienst kommt, erweist sich das Gebet Jesu an einem Stück als erhört und bekommt diese Gemeinschaft die auf Christus weisende Funktion.

4. Christus befreit und eint – zur Gemeinschaft im Leiden und im Hoffen

Das ist eine Erfahrung, die sich durch die ganze Kirchengeschichte zieht und die heute in vielen Teilen der Welt gemacht wird. Leiden für Christus ist nur möglich in der Kraft der Nachfolge Jesu und bemißt sich an der Nachfolge des Gekreuzigten. Solches Leiden schließt zusammen. In den Katakomben wird klar,

wer zu wem gehört. Und aus welcher Hoffnung man gemeinsam lebt und durchhält.

III.

Wenden wir uns nun von diesen grundsätzlichen Überlegungen dem zu, was in Nairobi geschah.

1. Zur Frage der Glaubensgemeinschaft

Daß Christus zum Glauben befreit und zur Glaubensgemeinschaft eint, hat die Vollversammlung durchgehend beschäftigt. Das allerdings, was diese Beschäftigung an Ergebnissen zeitigte, war dann sehr unterschiedlich. Da war z. B. die Dramatisierung des Gleichnisses von den verlorenen Söhnen, jener Kernparabel für das, was Evangelium meint. Man kann nun darüber geteilter Meinung sein, ob dieses Gleichnis von seiner Anlage her dazu geeignet ist, als Modell für den Generationenkonflikt zu dienen – und weiterführend als Modell für die Konflikte zwischen Überlegenen und Unterlegenen in der Gesellschaft überhaupt. Denn in den gesellschaftlichen Konflikten ist ja die Schuld unterschiedlich verteilt, was im Gleichnis nicht der Fall ist. Aber sei es wie es sei – die Zuspitzung des Dramas löste die bedrängende Frage aus, wie denn nun die zerbrochene Gemeinschaft wieder zu heilen sei und wie dabei die Freiheit gewahrt würde. Die Antwort auf diese bedrängende Frage erwartete man vom Generalthema her: Christus befreit und eint. Aber eben die von hierher erwartete Antwort kam nicht in dem erwarteten Ausmaß. Es wurde ein Preislied auf die grundlose Liebe Gottes gesungen, in der sich alle bergen können. Und sicherlich war von daher mitgemeint, daß aus der Erfahrung dieser grenzenlosen Liebe Gottes Menschen in den zwischenmenschlichen Spannungen liebesfähig werden und damit echte Gemeinschaft bewerkstelligen können, die nicht unterdrückt. Aber eben dies ist nur die eine Seite. Die andere Seite des Gleichnisses – und hier rächte sich die Anlage der Dramatisierung! – kam nicht zum Tragen. Nämlich, daß das Sich-Hineinstellen in die Liebe Gottes Sündenerkenntnis, Sündenbekenntnis und das Wort von der Vergebung in sich trägt. Liebe und bewältigte Schuld ermöglichen Gemeinschaft. Liebe und bewältigte Schuld machen frei. Aber eben diese Aussage blieb aus. Warum eigentlich?

Da war der Vortrag des südamerikanischen Methodistenbischofs Arias zur Sache der Evangelisation. Es war ungemein beeindruckend, wie er der Versammlung die Dringlichkeit der Evangelisation auf die Seele legte. Wie er ein Modell der ganzheitlichen Zuwendung zum Menschen entwickelte, in dem das Wort von der Versöhnung und der Dienst der Versöhnung Hand in Hand miteinanderstehen. Wie er es unter die grundlegenden Menschenrechte erhob, daß den Menschen die Heilsbotschaft gesagt, ihnen der Name Christi bezeugt werde. Doch

dann fiel sein Bekenntnis zum Universalismus wie ein dunkler Schatten über all das Hervorragende, das er ausgeführt hatte. John Stott trat ihm in seinem kurzen Korreferat besonders an dieser Stelle pointiert entgegen. Und auch er erhielt wie Arias zuvor viel zustimmenden Beifall. Nur, fragt sich der Beobachter der Szene nun etwas verwirrt: Was gilt nun? Was gilt nicht? Oder gilt gar beides?

Da war die Arbeit in der starkbesuchten Sektion I zur Frage des Christusbekenntnisses heute. Man spürte an der Art und Weise, wie die Teilnehmer das Vorbereitungsmaterial umarbeiteten und ihm manchen neuen Akzent gaben, ihre starke innere Beteiligung an dieser Frage. Hier waren die Herztöne der Konferenz sicherlich besonders deutlich zu hören. Und dennoch blieb auch hier ein gewisser Zwiespalt nicht verborgen. Das wurde daran erkennbar, daß die beiden Sektionsberichte in vielem nicht das zum Ausdruck bringen, was in den Besprechungen durch die Teilnehmer vorgebracht wurde. Und es zeigte sich zum anderen darin, daß man sich scheute, als Hauptziel des Christusbekenntnisses heute die Rettung der Verlorenen zu nennen. Warum eigentlich? Ist Joh 3,16 außer Kurs? Oder uninterpretierbar?

Da war aber auch die Predigt von Festo Kivengere und John Gatui am 1. Advent im Uhuru-Park. Es war einfach eine Freude, im Zusammenwirken der beiden afrikanischen Kirchenführer bei der Bezeugung des Evangeliums handgreiflich vor Augen geführt zu bekommen, wie wahr das ist, daß Christus befreit und eint.

Und da waren die vielen persönlichen Begegnungen während der Konferenz, die Glaubensgemeinschaft erleben ließen – über Konfessionen und Hautfarben und was sonst der Unterschiede sein mögen hinweg. Sie ließen es zur Gewißheit werden, daß hier und nirgendwo sonst die Grundmuster der Einheit zu suchen und zu finden sind, der Einheit, zu der Jesus Christu befreit.

2. Zur Frage der Kirchengemeinschaft

Das Bild, das sich vom Weg der Kirchen zur Einheit hin abzeichnete, war eher in dunklen Farben, war gedämpft. Es zeigte sich, daß die Aufgabe, die sich der ÖRK gestellt hat, nicht nur noch riesengroß, sondern so gut wie ungelöst ist. Eine resigniert klingende Feststellung sprach davon, daß man eigentlich über interkonfessionelle Zusammenkünfte nicht hinausgekommen sei. Und bei der Behandlung der Frage, welches die größten Hindernisse für die Einheit seien, wurde festgestellt, daß es an der Übereinkunft über den Glauben, das Amt und die Eucharistie fehle – und das sind in der Tat *die* Grundfragen. Darunter litt auch die Praxis der Vollversammlung, etwa bei bzw. durch die verschiedenen Abendmahlsfeiern.

Hinzu kamen erschütternde Berichte aus Nordirland, Ceylon und Südafrika, die besonders die nichttheologischen Gründe der Zerrissenheit der Christenheit grell beleuchteten.

Und auch der Handel bei den Besetzungen von Präsidium und Zentralausschuß des ÖRK ließ wenig davon erkennen, auf einer Versammlung von Kirchen zu sein, die der Vision der geistlichen Einheit sich verpflichtet fühlen. Regierte hier nicht ein ausgefeiltes Proporzdenken? Und ist ein solches der geistlichen Entwicklung einer Bewegung zuträglich? Die Sektion II, die sich mit den Einheitsfragen beschäftigte, hat ein theologisch wohlabgewogenes Papier erstellt. Es muß sich nun zeigen, ob man in den Kirchen bereit ist, seine Empfehlungen als richtungweisend anzunehmen. Dann mag manches neu in Bewegung geraten.

Oder, um einen Hinweis Philip Potters aus seinem Rechenschaftsbericht zu folgen, in dem er auf jenen großen Satz von Stockholm 1925 deutete: „Je näher wir Christus kommen, um so näher kommen wir einander!“ – so wäre hier tatsächlich die Lösung. Nur – man müßte m. E. sehr viel mehr Engagement auf eben dies verwenden, was man schon so lange als einen Leitsatz bejaht. Und Engagement wäre hier Bemühung um die Vertiefung des Glaubens und die Intensivierung der Liebe und das Heller-Leuchten-Lassen der Hoffnung.

3. Zur Frage von gemeinsamem Zeugnis und Dienst

In diesem Fragenkreis geht es vor allem um das Wie des gemeinsamen Zeugnisses und Dienstes. Für den ersteren Bereich ist hier neben dem bereits unter dem Gesichtspunkt der Glaubensgemeinschaft Gesagten besonders die Frage des Dialogs mit Menschen lebendiger Glaubensweisen und Ideologien von Bedeutung. Die Verfechter des Dialogprogramms gingen in ihrem Sektionsbericht eindeutig den Schritt über die Grenze zum Synkretismus hin. Das veranlaßte die Vollversammlung, diesen Bericht als unbefriedigend zurückzuweisen und seine Neufassung mit einer Präambel zu versehen, die eine ebenso eindeutige Grenzziehung vornahm, trotz der zornigen Proteste einiger weniger. Auf der anderen Seite wurde von der gleichen Vollversammlung der Fortsetzung des Dialogprogramms in einer Studienabteilung des Genfer Stabes grünes Licht gegeben, und das trotz massiver Kritik in dem diesem Programm zugeordneten Hearing an der bisherigen Praxis und ohne die Forderung des Personalaustausches. Hier klafft also irgendwo eine bedenkliche Lücke.

Zum Bedenklichen in diesem Zusammenhang gehörte auch das offensichtlich als Hauptvortrag der Konferenz gedachte Referat des amerikanischen Theologieprofessors McAfee Brown. Entgegen dem Skopus des Textes vom Petrusbekenntnis, den er zur Grundlage für die Beantwortung seiner Themafrage „Wer ist der Christus, der befreit und eint?“ gemacht hatte, kam er zu einer Fülle von aktio-

nistischen Aussagen. Bekenntnis zu Christus, dem Sohne Gottes, wurde einseitig als Kampf gegen alle die zerstörerischen Ismen in der Welt von heute verstanden. In Browns Worten gewann eine moderne Form von Werkgerechtigkeit Gestalt, gerechtes Handeln dem gerechtmachenden Glauben substituiert. Damit wird aber die Ethik exzentrisch, sie verselbständigt sich und steht in der ständigen Gefahr, den Geistesmächten dieser Welt zu verfallen. Wo aber das geschieht, wird das gemeinsame Zeugnis und der gemeinsame Dienst problematisch.

Ähnliches gilt es auch zu den Referaten von Michael Manley zur politischen Verantwortung und von Charles Birch zur Weltverantwortung der Christen bzw. der Kirchen anzumerken. Es bleibt einem Politiker unbenommen, ein utopisches Konzept humaner Herrschaft in der Welt zu entwickeln und dazu aufzurufen, sich an seiner Verwirklichung mit aller Kraft zu beteiligen. Und es kann nicht schaden, sich von einem Naturwissenschaftler hohen Ranges darüber informieren zu lassen, daß die Menschheit nicht so weiter leben und so weiter wirtschaften kann, wenn sie nicht in berechenbarer Zeit Selbstmord begehen will. Wichtig wäre aber nur gewesen, das Gesagte in den Kontext von „Christus befreit und eint“ einzubringen und deutlich zu formulieren, was das in den Zusammenhängen von politischer und Weltverantwortung heute konkret bedeutet. Also: Wie es zur Veränderung der Menschen kommen kann, damit die Gesellschaft menschlich werde und die Erde als Lebensort geschützt und bewahrt werden kann. Also: Wie Christus zu rechter Haushalterschaft befreit. Und wieweit die Wirkungen solcher Haushalterschaft gehen können in einer Menschheit, die nicht als Ganze von Christus befreit ist zu Glauben, Liebe und Hoffnung und die darum nicht in der Lage ist, gemeinsam das Gute zu tun, und zwar aus Überzeugung freiwillig, weil der sündige Egoismus nicht überwunden ist.

4. Zur Frage von Leiden und Hoffnung

Auch in diesem Bereich ist die Vollversammlung nicht untätig gewesen. Das weisen eine Fülle von Resolutionen aus, die auf jene Gebiete der Erde ihr Augenmerk richteten, in denen Christen und Menschen aus unterschiedlichen Gründen leiden unter Ungerechtigkeit und Gewalt. Und es ist sicher gut, daß die Vollversammlung hier ihre Stimme erhoben hat. Auch wenn das manchmal ein wenig einseitig war und deutlich wurde, daß auch andere Motive eine Rolle spielten als nur die des brüderlichen Mitleidens (etwa in der Israelfrage oder der Frage der Wahrung der Menschenrechte in den Ostblockstaaten). Offen ist nur, ob das, was mit den Resolutionen geschah, genug war. Ob die Brandmarkung offenkundigen Unrechts schon Teilhaben am Leiden der Leidenden ist. Ob die Fortsetzung des Antirassismus-Programms wirklich zu einer geistlichen und geistigen Überwindung des Rassismus hilft und damit Leiden wendet? Ob es nicht noch unbegan-

gene Wege gibt, in denen den Verfolgten nahegebracht wird, daß sie nicht allein und vergessen sind? Wo blieb das in diesem Zusammenhang so notwendige Element der Ermutigung zum Kreuztragen, wo dieses unabwendbar ist; wo die Ermächtigung zur Hoffnung, ohne die es nur das Sterben am Wege gibt?

Es ist unverkennbar, daß die Verfasser der Schlußbotschaft der Vollversammlung an die Kirchen etwas davon ausdrücken wollten. In ihr finden sich Spuren jenes brüderlichen Mittragens und Hoffnung Erweckens. Doch wieviel wirksamer wäre es wohl gewesen, wenn die Resolutionen davon fermentiert gewesen wären und wenn man ermutigende Worte zu den Leiden und Hoffnungslosigkeiten der Kirchen in den westlichen Demokratien gefunden hätte – als Ausdruck der Bruderschaft in einem anderen Abschnitt der gleichen Front.

IV.

Es waren viele und bunte Fäden, die in Nairobi zu einem theologischen Teppich zusammengewoben wurden, und es ist klar, daß hier nur einige, wie ich hoffe, wesentliche Stränge hervorgehoben wurden, nur einige Muster im Gewebe, wie ich hoffe, wichtige, kritisch nachgezeichnet wurden. Damit mag es sein Bewenden haben.

Nur eines scheint mir noch nachzutragen zu sein. Das hat mit den zu Beginn notierten Vorurteilen gegenüber den Evangelikalen zu tun. Sie kommen zum Teil ja daher, daß man ihnen vorwirft, daß sie sich in allen Dingen ihrer Sache sicher, ja allzu sicher seien. Daß man meint, daß ihre Urteile selbstgerecht seien und sie ihren eigenen Weg allzu triumphalistisch darstellten.

Eben hier gilt es zu bekennen, daß die Fragen, vor denen die Vollversammlung in Nairobi stand, auch die Fragen der Evangelikalen sind. Daß sie die Kriterien, die sie an andere anlegen, also auch die vier Kriterien, die hier zu der Frage, wie Christus befreit und eint, aufgestellt wurden, auch an sich selbst anlegen müssen. Daß sie wissen, daß selbst die beste biblische Theologie, wenn sie sie hätten, und tiefe Glaubenseinsichten wenig bedeuten, wenn sie nicht Gestalt gewinnen im Leben der einzelnen Christen und ihrer Kirchen. Auch die Evangelikalen leiden unter der Spannung von Erkenntnis und dem dieser Erkenntnis entsprechenden kraftvollen und verändernden Leben. Sie können diese Spannung nur ertragen, indem sie sich an den Worten des Paulus orientieren: „Nicht, daß ich's schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich's wohl ergreifen möchte, nachdem ich von Christus ergriffen bin . . . Eins aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich nach dem, das da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod der himmlischen Berufung Gottes in Christus Jesus.“ Aus dieser Haltung heraus ist alles

Bedenken des in Nairobi Geschehenen erwachsen. Als die tief ernstgemeinte Frage, ob da nicht Hindernisse für das „Nachjagen“ gewesen sind, die beiseitegeräumt werden können und müssen, damit man dem „vorgesteckten Ziel“ (das Ziel ist also vorgegeben, man braucht es nicht immer wieder neu zu suchen!) immer näher kommt.

Nairobi 1975 und die Dritte Welt

Reflexionen aus einer lateinamerikanischen Perspektive

VON ARTURO BLATEZKY

Kein Teilnehmer, und in besonderer Weise kein Delegierter, der bei der Fünften Vollversammlung des ÖRK in Nairobi dabei war, wird sich bedenkenlos bereit erklären, „über Nairobi zu berichten“. Inmitten eines Massengeschehens, an dem an die dreitausend Personen beteiligt sind, erlebt der einzelne entweder *seine eigene* Vollversammlung oder er erlebt überhaupt nichts. Dieses gilt sicherlich für alle Delegierten, aber in besonderer Weise für jemanden, der als einziger Teilnehmer seiner Kirche dabeisein durfte und gewissermaßen „seine eigene Delegation“ war. Das nötigt zu einem noch intensiveren Partizipieren und emotionalen Erfahren, als es vielleicht in einer größeren Delegation der Fall ist. Fast wie selbstverständlich bezieht man das, was geschieht, auf sich selbst und fühlt sich auch persönlich dafür verantwortlich. Eine Rolle spielt dabei ohne Zweifel das (neue) Bewußtsein, als Südamerikaner nun einen (eigenen) Stand in der Ökumene zu haben. *Südamerikaner* sein zu dürfen und *es sein zu können*.

So wäre es mir unmöglich, irgendeine Art von „Bericht“ „über“ Nairobi zu versuchen. Statt dessen möchte ich es wagen, etwas von „*meinem*“ Nairobi '75 mitzuteilen. Von dem, was für mich als Delegierter einer kleinen südamerikanischen Kirche, die inmitten enormer sozio-politischer Spannungen ihre Identität zu finden versucht, die Fünfte Vollversammlung bedeutet (oder nicht bedeutet) hat.

VON GENÈVE 1966 NACH NAIROBI 1975

Um von dem zu reden, was Nairobi war (oder hätte sein können), muß man m.E. bei der Genfer „Weltkonferenz für Kirche und Gesellschaft“ von 1966 ansetzen. Erstmals in der Geschichte der Ökumene wurde in der Vorbereitung und im Verlauf dieser Konferenz für die *gesamte* ökumenische Bewegung der